

Zur Situation des Einzelkindes in seiner Familie

*Stand der Forschung und Literaturbericht
aus psychologischer Sicht*

Hartmut Kasten

Bamberg, 2022

ifb - Materialien 7-95

STAATSINSTITUT FÜR
FAMILIENFORSCHUNG
AN DER
UNIVERSITÄT BAMBERG

The logo for the ifb. (Institut für Familienforschung) at the University of Bamberg. It features the lowercase letters 'ifb.' in a bold, black, sans-serif font, enclosed within a thin black rectangular border.

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über das Forschungsinformationssystem (FIS; <https://fis.uni-bamberg.de>) der Universität Bamberg erreichbar. Das Werk steht unter der CC-Lizenz CC-BY.

Lizenzvertrag: Creative Commons Namensnennung 4.0
<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0>.



URN: urn:nbn:de:bvb:473-irb-552558
DOI: <https://doi.org/10.20378/irb-55255>

© 1995, Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (*ifb*)
Coburger Straße 21 a, 96052 Bamberg
Leiter: Prof. Dr. Dr. h.c. Laszlo A. Vaskovics
Tel. (0951) 965 25 0
Fax (0951) 965 25 29

Jeder Nachdruck und jede Vervielfältigung - auch auszugsweise - bedürfen der ausdrücklichen Genehmigung des Staatsinstituts für Familienforschung.

Umschlagentwurf: fly out, Bamberg
Druck und Bindung: MM Druck, Burgebrach

Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Einleitung.....	5
2. Kognitive Funktionen: Intelligenz usw.	7
3. Leistung.....	8
4. Interpersonale Wahrnehmung und Orientierung.....	10
5. Geschlechtsrollenmerkmale und -entwicklung.....	15
6. Zur Problematik des Begriffes "Einzelkind".....	17
7. Methodologisch-methodische Gesichtspunkte.....	18
Literatur.....	20

1. Einleitung

Dem Statistischen Jahrbuch 1993 für das vereinte Deutschland ist zu entnehmen, daß 1991 bereits 41,8 % der Mehrpersonenhaushalte kinderlos waren, in 29,6 % lebte ein Kind, in 21,6 % zwei Kinder, in 5,4 % drei Kinder und in nur 1,6 % der Mehrpersonenhaushalte vier und mehr Kinder. Gliedert man alle Familien mit Kindern unter 18 Jahren auf nach Anzahl der Kinder, so ergab sich für das vereinte Deutschland im Jahr 1991 folgendes Bild:

Tabelle: Familien mit Kindern im vereinten Deutschland

Anzahl der Kinder	Prozentualer Anteil
1	51,1
2	37,8
3	8,7
4 und mehr	2,4

(Quelle: Statistisches Jahrbuch 1993, S.70)

Betrachtet man die Bevölkerungsstatistik des 20. Jahrhunderts so wird der Trend zur kleinen Familie noch deutlicher: Ende des 19. Jahrhunderts lebten in der deutschen Durchschnittsfamilie fünf Kinder, zu Beginn des zweiten Weltkriegs waren es nur noch drei Kinder, zwei Jahrzehnte später (1935) nur noch zwei und im Jahre 1990 schließlich nur noch 1,4 Kinder im Durchschnitt. EinKind-Familien sind damit innerhalb weniger Jahrzehnte vom Sonderfall zur Regel geworden (Bliersbach 1992). Dieser Tatsache wird in breiten Kreisen der Öffentlichkeit und über weite Strecken auch in der Sozialwissenschaft zu wenig Rechnung getragen. Zwar rückte mit der sinkenden Geburtenquote nach dem 2. Weltkrieg das Einzelkind in den 50er und 60er Jahren immer wieder in den Mittelpunkt eines breiteren öffentlichen und wissenschaftlichen Interesses. Daß die geführten Diskussionen jedoch häufig einseitig und vorurteilshaft verlaufen sind, machen folgende Tatsachen deutlich:

Weitgehend Einigkeit besteht darüber, daß sich die Tatsache, in welcher ordinalen Position in der Geschwisterreihe ein Kind aufwächst, sich auf sein späteres Leben, auf seine Persönlichkeit als Erwachsener, auswirkt (Schachter 1959, Sutton-Smith und Rosenberg 1970, Zajonc und Markus 1975, Falbo 1992). Es besteht auch Einigkeit darüber, daß das Vorhandensein von Geschwistern sowohl positive Persönlichkeits- und Verhaltensmerkmale, wie Teilen und Kooperativität, als auch negative Dispositionen, wie Aggressivität oder Konkurrieren, hervorbringen kann.

Bei Einzelkindern jedoch wird i. a. vorausgesetzt, daß sich das Fehlen von Geschwistern nur negativ auswirkt. Einzelkinder werden gemeinhin und stereotyp als egoistisch, schlecht angepaßt, neurotizistisch und einsam angesehen; auf die Existenz eines "Nasty-Child-Syndroms" in der akademischen Wissenschaft machen u.a. Thompson (1974), Ernst und Angst (1983) und Falbo (1992) aufmerksam. Wenig Popularität und entsprechend geringe wissenschaftliche Aufmerksamkeit genießen bis dato die positiven Aspekte des Keine-Geschwister-Habens. Als Hauptgrund für diesen Tatbestand führt Falbo (1984) die in unserem Kulturraum (der westlichen Industriegesellschaften) vorherrschende pronatalistische Ideologie ins Feld: Durchschnittsbürger wie Sozialwissenschaftler haben - vielfach unreflektiert - die Norm verinnerlicht, daß jeder gesunde Erwachsene Kinder haben sollte.

Im vorliegenden Artikel wird der Versuch unternommen, den gegenwärtigen Forschungsstand bezogen auf Einzelkinder zu dokumentieren und nachzuprüfen, inwieweit die verbreitete, populären Ansichten über Einzelkinder und die behaupteten negativen Effekte des Nichtvorhandenseins von Geschwistern einer wissenschaftlichen Analyse standhalten.

Die Zahl der Arbeiten (vergängerer Jahrzehnte), die direkt auf das Einzelkind fokussieren, ist verhältnismäßig gering. In den Psychological Abstracts wurden von 1960 bis 1980 pro Jahr im Höchstfall eine gute Handvoll Untersuchungen registriert, in denen das Einzelkind explizit thematisiert wird. Legion dagegen ist die Zahl der Arbeiten, die sich mit Effekten der "birth order", des Geschwister-Habens und der Familienstruktur beschäftigen. In diesen Arbeiten werden Einzelkinder häufig der Gruppe der Erstgeborenen oder ältesten Kinder zugeschlagen. Erst in den Jahren ab 1980 sind zunehmend mehr Studien zu verzeichnen, die sich differenziert und kritisch mit Einzelkindern befassen. Mit Beginn der 90er Jahre nimmt die Zahl der einzelkindbezogenen Arbeiten wieder deutlich ab, was möglicherweise in direkten Zusammenhang gebracht werden kann mit den methodenkritischen Veröffentlichungen der 80er Jahre.

Als Faktum kann aber trotzdem festgehalten werden, daß viele Fragen bezogen auf das Einzelkind im Rahmen empirischer Forschung bis heute nicht behandelt worden sind. Die folgende Darstellung wird sich deshalb schwerpunktmäßig auf vier Bereiche konzentrieren, in denen erwähnenswerte Analysen durchgeführt wurden. Es handelt sich um die Bereiche Intelligenz-/Kognition, Leistung (achievement), interpersonale Wahrnehmung/Orientierung und Geschlechtsrolle.

2. Kognitive Funktionen: Intelligenz usw.

Die Forschungsbefunde divergieren und lassen sich nicht leicht auf einen Nenner bringen. Eine 20-Jahre-Längsschnittstudie, durchgeführt vom Scottish Council on Research in Education (1933, 1949, 1953), kam zu dem Ergebnis, daß Einzelkinder durchschnittlich 22 IQ-Punkte mehr erreichen als Kinder mit kinderreichen Familien (mit mehr als vier Kindern). In die gleiche Richtung gehen die Befunde von Wark und Mitarbeitern (1974), die feststellten, daß Einzelkinder und Erstgeborene höhere Intelligenzwerte erreichen als Zweit- und Spätergeborene. Horrocks (1962) stellte bei adoleszenten Einzelkindern eine erhöhte verbale Frühreife fest. Zajonc (1976), Claudy (1984), Polit & Falbo (1988) und Laybourn (1990) fanden heraus, daß Einzelkinder durchschnittlich höhere IQ haben als Kinder aus großen Familien. Diese Forschungsergebnisse, die auch von anderen Autoren bestätigt worden sind (vgl. z. B. Co-meau 1980) und ein sehr positives Bild von den intellektuellen Fähigkeiten von Einzelkindern zeichnen, müssen relativiert werden, wenn man sie mit den IQ-Befunden vergleicht, die für Erst- und Zweitgeborene aus Kleinfamilien ermittelt wurden. Diese erhalten über alle Schichten hinweg und auch interkulturell betrachtet höhere IQ-Werte als Einzelkinder, deren IQ ungefähr auf demselben Niveau rangiert wie der von Erstgeborenen aus Vier-Kinder-Familien. Zajonc (1976) erklärt diesen Befund damit, daß Einzelkindern die Gelegenheit fehlt, jüngere Geschwister anzuleiten, was seiner Meinung nach die intellektuelle Entwicklung zusätzlich stimuliert. Zajonc Erklärungsansatz wird gestützt durch das Ergebnis, daß Letztgeborene wie Einzelkinder von der generell linearen Beziehung zwischen Position in der Geschwisterreihe, Familiengröße und Intelligenz abweichen. Wie Einzelkinder erreichen Letztgeborene nämlich niedrigere IQ-Werte als von der linearen Beziehung her zu erwarten gewesen wäre.

Zusammenfassend läßt sich also festhalten, daß Einzelkinder einen IQ-Vorsprung gegenüber Kindern aus großen Familien aufweisen; verglichen mit Erst- und Zweitgeborenen aus kleineren Familien (maximal drei Kindern) schneiden sie jedoch tendenziell schlechter ab in Intelligenztests, was möglicherweise damit zu tun hat, daß ihnen jüngere Geschwister fehlen, die sie unterrichten und anleiten könnten (vgl. auch Zajonc & Markus, 1975).

3. Leistung

Die Forschung in der Vergangenheit hat im großen und ganzen belegt, daß Einzelkinder (so wie Erstgeborene) mehr leisten und erreichen als Spätergeborene. Die Zahl der Einzelkinder/Erstgeborenen, die unter eminenten Persönlichkeiten der Zeitgeschichte (Ellis 1904), Nobelpreisträgern (Clark & Rice 1982), Psychologen (Roe 1953, Terry 1989), oder in anderen, leistungsrepräsentativen Gruppen angetroffen werden kann, z. B. auch auf dem Titelblatt der Zeitschrift "Time", ist disproportional größer als die Zahl der Spätergeborenen. Eine Reihe von Autoren wies - damit konvergierend - nach, daß Einzelkinder und Erstgeborene in der Schule/im Beruf mehr erreichen (Edwards 1963, Sampson & Hancock 1967, Angelini 1967, Blake 1989, Mellor 1990).

Diese ganzen Ergebnisse sind jedoch relativierungsbedürftig, wenn sozioökonomische Schichtzugehörigkeit und Häufigkeitsverteilung bestimmter ordinaler Positionen in der Geschwisterreihe besser kontrolliert werden, worauf insbesondere Schooler (1972), Ernst & Angst (1983) und Kasten (1992) aufmerksam machten.

Breland wies im National Merit Scholarship Qualifications Test schon 1974 signifikante Geschwisterpositionseffekte nach: er kontrollierte Ausbildungsniveau der Eltern, Familieneinkommen und Alter der Mutter und fand für Einzelkinder schlechtere Leistungswerte als für Erstgeborene aus Zwei-, Drei- und sogar Vier-Kind-Familien, jedoch höhere Leistungswerte als für Spätergeborene aus größeren Familien. Der von Breland verwendete Test weist jedoch große inhaltliche Affinität zu traditionellen Intelligenztests auf, was die Validität dieses Forschungsergebnisses für den Leistungsbereich vermindert.

Geschwisterpositionsunterschiede im Leistungsbereich können auf verschiedene Weise erklärt werden:

(1) Naheliegend ist anzunehmen, daß Einzelkinder und Erstgeborene mehr leisten und erreichen als Spätergeborene, weil sie intelligenter sind als diese.

(2) Es kann aber auch vermutet werden, daß Einzelkindern i. a. eine bessere Schul- und Hochschulausbildung vermittelt wird als Kindern aus Mehrkinderfamilien, deren ökonomische Ressourcen pro Kind beschränkter sind. Beispielsweise wiesen Bayer (1967) und Falbo & Polit (1986) nach, daß Einzelkinder in der Population der US-amerikanischen College-Studenten am deutlichsten überrepräsentiert sind.

(3) Man kann schließlich auch davon ausgehen, daß leistungsbezogene Persönlichkeitsmerkmale als Resultat der Sozialisationserfahrungen, die das Kind in der Familie macht, verstanden werden müssen (vgl. Rollin 1990). Leistungsmotivation bzw. Leistungsbedürfnis (need for achievement) kann als ein solches leistungsbezogenes Persönlichkeitsmerkmal verstanden werden. In einigen amerikanischen Untersuchungen mit dem Edwards Personal Preference Schedule wurden tatsächlich für Einzelkinder und Erstgeborene höhere Leistungsbedürfnisse als für Spätergeborene nachgewiesen (Edwards 1963, Sampson & Hancock 1967 und Angelini 1967). Auch Rosens Untersuchung (1971), in der zur Messung von Leistungsmotivation ein projektiver Test verwendet wurde, erbrachte ein ähnliches Ergebnis, jedoch nur für die höheren Sozialschichten. Rosenfelds Studie (1966) dagegen, die ebenfalls projektive Tests einsetzte, konnte keine Effekte der Geschwisterposition nachweisen.

Von verschiedenen Autoren werden die elterlichen Erziehungsstandards ins Feld geführt, wenn es um die kindliche Leistungsmotivation erklärenden Faktoren geht: Beispielsweise fanden schon Rosen und D'Andrade (1959) in Übereinstimmung mit Winterbottom (1958) heraus, daß Leistungsmotivation gefördert wird durch Eltern, die ihren Kindern bereits sehr früh relativ hohe Standards in puncto reifes Verhalten setzen. Es gibt auch Anhaltspunkte dafür, daß Erstgeborene relativ höherem elterlichen Druck in Richtung reifes Verhalten ausgesetzt sind als Spätergeborene (Clausen 1966, Kammeyer 1967, Mellor 1990). Möglicherweise erwerben Erstgeborene auch schneller höhere Leistungsstandards als Einzelkinder, weil das Vorhandensein von jüngeren Geschwistern sie häufig zwangsläufig in die Rolle des älteren, reiferen Vorbildes rücken läßt.

Ein weiterer, Leistungsmotivation möglicherweise (mit-)bestimmender Faktor gilt allein für Einzelkinder: Ihre in der Regel ungebrochene, kontinuierliche und ungeteilte Elternbeziehung erleichtert ihnen die Übernahme von reifem, erwachsenenähnlichen Verhalten besonders dann, wenn im unmittelbaren Familienkreis ausschließlich Erwachsene als Verhaltensvorbilder vorkommen (vgl. Blake 1989). Kinder mit Geschwistern dagegen haben häufiger auch ihresgleichen als Modelle, was die Verinnerlichung von erwachsenen Verhaltensstandards potentiell verlangsamt. Bereits 1930 machten Guildford & Worcester auf die stärkere Erwachsenenorientierung von Einzelkindern aufmerksam. Die relativ größere Bedeutung der Eltern für Einzelkinder untermauern zwei weitere Studien: Gewirtz & Gewirtz (1965) wiesen nach, daß Mütter von Einzelkindern mit diesen ungefähr zweimal häufiger interagieren als Mütter von Letztgeborenen. Falbo (1984) konnte an einem Sample von nicht graduierten College-Studenten zeigen, daß 40% der Einzelkinder ihre Eltern als "einflußreichste Personen in ihrem persönlichen Werdegang" bezeichneten, von den Erstgeborenen taten das nur 3%, von den Letztgeborenen nur 7% und von den Kindern in mittlerer Position nur 2%.

(4) Schließlich läßt sich die größere Leistungsorientierung von Erst- und Einzelgeborenen auch nach Adler (1930) damit erklären, daß diese in ihrer Sozialisation Persönlichkeitsvoraussetzungen erwerben, welche ihnen die Ausübung von Führungsfunktionen erleichtern. Dementsprechend müßten Erst- und Einzelgeborene in Leitungs- und Führungspositionen überrepräsentiert sein. Das konnte durch die Untersuchung von Farley et al. (1974) nicht belegt werden, der heraus fand, daß nur die Erstgeborenen, nicht aber die Einzelkinder häufiger in Offizierspositionen in allen Waffengattungen der US-Army anzutreffen sind. Smith & Goodchilds (1963) aber konnten in ihrer Studie für Feuerwehrleute belegen, daß sowohl Einzelkinder wie Erstgeborene häufiger die Führungsrolle in einer Löschmannschaft einnehmen.

Beim gegenwärtigen Forschungsstand kann, so ist zusammenfassend festzuhalten, die relativ größere Leistungsorientierung der Erst- und Einzelgeborenen nicht eindeutig dokumentiert werden. Zwar ist Einzelkindern im allgemeinen zu bescheinigen, daß sie über die Vorteile größerer ökonomischer Ressourcen und eine ungebrochenere kontinuierlichere Elternbeziehung verfügen. Nachteilig ist bei ihnen jedoch geltend zu machen, daß sie nicht so stark wie Erstgeborene (Leistungs-)Druck in Richtung auf reifes Verhalten durch Vorhandensein von jüngeren Geschwistern erfahren, denen gegenüber man als Vorbild hingestellt wird.

4. Interpersonale Wahrnehmung und Orientierung

Ein dritter Hauptbereich der Einzelkindforschung zentriert sich auf sozial-zwischenmenschliche Variablen, wie *Affiliation*, *Interaktionsstile*, *sozio-emotionale Anpassung* usw.

Schachter (1959) war einer der ersten, der sich mit Affiliationsmotiven, den Bedürfnissen nach Anschluß und Geselligkeit, beschäftigte. Er konnte zeigen, daß Erst- und Einzelgeborene in einer Situation, während der sie auf das Eintreffen eines negativen Ereignisses warten, das Zusammensein mit einer anderen Person stärker bevorzugen als Spätergeborene. Dieses Forschungsergebnis wurde in einer Feldstudie von Hoyt und Raven (1973) und auch auf der Grundlage von Rollenspieltechniken (Greenberg 1967) bestätigt. Alle drei Untersuchungen konnten zwischen Einzelkindern und Erstgeborenen keine signifikanten Unterschiede nachweisen.

Eine Differenzierung zwischen Erst- und Einzelgeborenen gelang jedoch Connors (1963), der projektive Techniken einsetzte und herausfand, daß Einzelkinder in geringerem Umfang Affiliationsentzugssymptome zeigen als Erstgeborene aus Zweikindfamilien. Darüber hinaus stellte er fest, daß Einzelkinder auf der FIRO-B-Skala von Schutz (1958), einer Skala zur Einschätzung

der Intensität von Zuwendungen, höhere Werte erzielen als Erstgeborene. Connors betrachtete dieses Ergebnis als Bestätigung der Hypothese, daß Einzelkinder sich leichter tun mit Zuwendungsentzug fertig zu werden aufgrund ihres insgesamt niedrigeren Affiliationsbedürfnisses. Damit in Einklang steht der Befund von Rosenfeld (1966), der die Affiliationsbedürfnis-Scores von Erst- und Einzelgeborenen verglich und herausfand, daß Erstgeborene signifikant höhere Werte erzielten als Einzelkinder.

In einer anderen Studie wurden mit einer Selbstbericht-Methode signifikante Unterschiede zwischen Erst- und Einzelgeborenen in punkto Affiliation nachgewiesen. Falbo (1976) nämlich konnte anhand ihres o. e. Samples von nichtgraduierten Studenten belegen, daß Einzelkinder weniger Freunde/Bekannte haben und weniger Clubs angehören als Studenten aus Mehrkindfamilien. Die Einzelkinder dieser Studie erwähnten auf der anderen Seite aber auch eine beachtliche Zahl von engen und intensiven Freundschaften bzw. von Führungspositionen, die sie in Clubs einnahmen (vgl. dazu auch Groat et al. 1984, die ähnliche Ergebnisse vorlegten).

Keine Unterschiede zwischen Einzel- und Nichteinzelkindern ergaben sich in bezug auf die (von ihnen jeweils angegebene) täglich allein verbrachte Zeit und in bezug auf ihre Selbsteinschätzung in punkto Beliebtheit.

Falbo setzte in derselben Untersuchung eine gruppensdynamische Übung, die NASA-Übung von Pfeiffer und Jones (1968), ein, um weitere Affiliationsaspekte zu erfassen. Sie fand heraus, daß Einzelkinder ihre persönlichen Entscheidungen viel unabhängiger von Gruppenentscheidungen trafen als Nichteinzelkinder. Dabei fühlten sie sich innerlich auch durch den Gruppenentscheidungsprozeß weniger beeinträchtigt.

Anscheinend also können in einigen Affiliationsaspekten Einzelkinder und Erstgeborene voneinander differenziert werden. Vielleicht liegt Connors (1963) mit seiner Annahme richtig, daß Einzelkinder geringere Affiliationsbedürfnisse haben, weil sie in ihrem Leben weniger Zuwendungsentzug erfahren haben: sie mußten ja die Zuwendung ihrer Bezugspersonen nie mit Geschwistern teilen. So läßt sich auch verständlich machen, daß Einzelkinder größere Autonomie zeigen, wenn persönliche Entscheidungen konträr zu Gruppenentscheidungen zu treffen sind und sich dabei auch nicht unbehaglich fühlen. Vielversprechend erscheint eine genauere Untersuchung der näheren Beziehungen zwischen Geschwisterzahl/ordinaler Position in der Geschwisterreihe, Zuwendungsentzug und Autonomie.

Was Interaktionsstile und Sozialverhalten betrifft, so stößt man oft auf die Annahme, daß Geschwister und Peers eine zentrale Rolle bei der Entwicklung von zwischenmenschlichen Kompetenzen spielen (z. B. Sutton-Smith & Rosenberg 1970). Mit dieser Annahme konvergiert das Ergebnis der Studie von Miller & Maruyama (1976), die herausfanden, daß Letztgeborene häufiger als Frühergeborene bei soziometrischen Wahlen als beliebte Spielfreunde und Klassennachbarn gewählt werden. Auch von ihren Klassenlehrern wurden Letztgeborene häufiger als Frühergeborene als gesellig und umgänglich bezeichnet. Dieser Geschwisterpositionseffekt konnte übrigens auch über alle Sozialschichten und Familiengrößen hinweg gesichert werden. Zwischen Einzelkindern und Erstgeborenen ließen sich keine Unterschiede aufweisen; diese, so vermuten Miller und Maruyama, bauen autokratischere, weniger auf den anderen bezug nehmende Interaktionsstile auf, weil sie keine älteren Geschwister haben (auf die sie sich in ihrem zwischenmenschlichen Verhalten hätten beziehen müssen) und das wirkt sich negativ auf ihre Beliebtheit in der Klassengemeinschaft aus.

Ein hierzu im Widerspruch stehendes Ergebnis, welches Einzelkinder betrifft, findet sich in einer Untersuchung, die Sells & Roff (1963) an 12- bis 13jährigen Schulkindern durchführten: Einzelkinder und jüngste Kinder erhielten die höchsten Beliebtheitseinschätzungen von ihren gleichgeschlechtlichen Klassenkameraden. Möglicherweise läßt sich dieser Widerspruch jedoch als Methodenartefakt erklären: Miller & Maruyama (1976) erfaßten Beliebtheit soziometrisch, Sells & Roff (1963) dagegen mit Hilfe von Einschätzskalen. Es ist jedenfalls durchaus denkbar, daß Letztgeborene im Verlaufe ihrer Sozialisation eine Tendenz zur Nachgiebigkeit entwickeln, die sie als Spielpartner oder Sitznachbarn in der Schulklasse besonders attraktiv macht.

Damit ist aber in bezug auf die Beliebtheit und die soziale Kompetenz von Einzelkindern noch nichts weiter Differenzierendes ausgesagt. Einzelkinder selbst berichten nur selten über Probleme oder Störungen im Sozialbereich (Klemm-van Lieshout 1989).

In der Regel wurde in der Vergangenheit von der Peer-Beliebtheit auf das Sozialverhalten geschlossen; soziale Interaktionsstile direkt wurden nur höchst selten untersucht (vgl. Feiring & Lewis 1984).

Falbo versuchte in ihrer bereits mehrfach erwähnten Studie (1984) Befunde über den sozialen Interaktionsstil von Einzelkindern und Nichteinzelkindern zu gewinnen durch Einsatz des Prisoners-Dilemma-Spiels von Deutsch (1960). Im ersten Spielzug unterschieden sich die beiden Kindergruppen nicht, jedoch beim zweiten Spielzug, in ihrer Reaktion auf einen vorgetäuscht kooperativen Zug einer unbekanntenen Person, wählten die Einzelkinder häufiger einen

ebenfalls kooperativen Zug. Falbo interpretiert dieses Verhalten mit dem Fehlen von Geschwisterrivalität, das den Einzelkindern einen vertrauensvolleren, weniger rivalisierenden Interaktionsstil ermöglicht.

Auch bei Sutton-Smith & Rosenberg (1970) findet sich eine ähnliche Interpretation. Die Autoren argumentieren folgendermaßen: weil Einzelkinder im allgemeinen kontinuierlich und immer, wenn sie es benötigen, Unterstützung und Hilfe von ihren Eltern erhalten, bauen sie die Erwartung auf, daß ihnen auch andere in der Regel hilfreich und unterstützend gegenüberstehen. Nichteinzelkinder dagegen machen grundsätzlich andere Erfahrungen mit ihren Eltern: sie erleben entweder von Anfang an (Spätergeborene) oder von einem bestimmten Zeitpunkt an (Erstgeborene), elterliche Zuwendung, Unterstützung und Hilfe nicht ungeteilt und kontinuierlich.

Was den Bereich der sozio-emotionalen Stabilität und Anpassung betrifft, so finden sich gerade darüber im Einzelkind-Stereotyp differenzierende Hinweise; Einzelkindern wird unterstellt, sie seien sozial schlecht angepaßt, selbstsüchtig und egozentrisch, abhängig von anderen und deren Aufmerksamkeit, launenhaft, reizbar und ängstlich, in der Regel unzufrieden, mißmutig und bei anderen wenig beliebt, vielleicht etwas autonomer und selbständiger als Nichteinzelkinder (vgl. Thompson 1974, Laybourn 1990, Rollin 1990).

In der empirischen Forschung finden sich nicht viele Anhaltspunkte, die diese Einzelkind-Charakteristika belegen: auf einer Vielzahl von psychosozialen und psychohygienischen Variablen wurden keine Unterschiede zwischen Einzelkindern und Nichteinzelkindern gefunden (Burke 1965, Howe & Madgett 1975). Es gibt sogar Hinweise darauf, daß Einzelkinder unter psychiatrischen und anderen klinischen Patienten unterrepräsentiert sind (Blatz & Bott 1927, Corfield 1968, Kurth & Schmidt 1964, Tuckman & Reagan 1967, Lieberz 1989, Day 1991). Andererseits finden sich Belege dafür, daß Einzelkinder häufiger ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen und auch häufiger eine Klinik aufsuchen (Howe & Madgett 1975, Ko & Sun 1965, Stallard 1993), was aber auch mit der überprotektiven Einstellung ihrer Eltern in Zusammenhang gebracht werden kann.

In einer Studie von v. Kürthy (1988) beurteilten (retrospektiv befragte) Einzelkinder ihre Familie sowie die eigene Persönlichkeit positiver als Kinder mittlerer Geschwisterposition.

Selbstschätzung (self-esteem) ist der hier zur Diskussion anstehende Forschungsbereich. In zwei älteren Untersuchungen von Fenton (1928) bzw. Goodenough und Leahy (1927), die sich mit diesem Thema befaßten, kam heraus, daß sich Einzel- von Nichteinzelkindern auf den

Merkmale "Eingebildetheit" und "Selbstvertrauen" unterscheiden: Einzelkinder erhielten in beiden Merkmalen höhere Einschätzungen. Da in diesen Studien das Untersuchungsziel den einschätzenden Lehrern einsichtig war, muß jedoch in Betracht gezogen werden, daß diese bei ihren Beurteilungen vom Einzelkind-Stereotyp beeinflusst worden sind. In neueren Untersuchungen wurden widersprüchliche Ergebnisse bezogen auf Einzelkinder zutage gefördert. Beispielsweise ermittelten Zimbardo & Formica (1963) höhere Selbstschätzungsscores für Spätergeborene als für Einzelkinder. Dagegen berichtete Rosenberg (1965), daß Einzelkinder im allgemeinen höher in punkto Selbsteinschätzung eingestuft werden als Nichteinzelkinder. Rosenberg berechnete für seine Befunde jedoch keine Signifikanzen, zudem erstrecken sich die gefundenen Unterschiede im wesentlichen auf männliche Jugendliche jüdischer Religion. Coopersmith (1967) kam für dieselbe Altersgruppe zu dem Ergebnis, daß Erst- und Einzelgeborene in der hohen Selbsteinschätzungsgruppe überrepräsentiert sind. Kaplan (1970) auf der anderen Seite, der die Selbstschätzungswerte eines repräsentativen Samples im US-Bundesstaat Texas (n=500) ermittelte, fand keine Unterschiede zwischen Einzel- und Nichteinzelkindern. Er stellte fest, daß Letztgeborene häufiger in der hohen Selbsteinschätzungsgruppe anzutreffen sind als Erst-, Mittel- oder Einzelgeborene. Jedoch mußte er später einschränken, daß seine Ergebnisse nur für nichtfarbige Jugendliche der oberen Sozialschichten Gültigkeit besitzt. Ein insgesamt weniger realistisches Selbstkonzept bei Einzelkindern (im Vergleich mit Geschwisterkindern) im Vorschulalter ermittelte Busch (1987) in ihrer Erkundungsstudie.

Beim gegenwärtigen Forschungsstand, so läßt sich zusammenfassend festhalten, zeigen sich kaum durchgängige Ergebnistrends was die sozial-emotionalen Charakteristika des Einzelkindes betrifft.

Zukünftige Untersuchungen sollten nicht nur auf die Position in der Geschwisterreihe und die Familienstruktur (Winkel 1991) fokussieren, sondern Elternmerkmale stärker berücksichtigen. Es ist nämlich durchaus vorstellbar, daß bestimmte Arten von Anpassungsproblemen, sofern sie sich eindeutig für Einzelkinder nachweisen lassen, nichts mit dem Fehlen von Geschwistern zu tun haben, sondern auf spezifische Merkmale der Eltern zurückgeführt werden müssen (Stallard 1993).

Bezieht man die Befunde einer Volkszählung in den USA (U. S. Bureau of Census 1970) ein, so läßt sich die Annahme nicht von der Hand weisen, daß sich Einzelkind-Eltern von anderen Eltern unterscheiden: Scheidung oder Tod eines Elternteiles wurden am häufigsten in Ein-Kind-Familien dokumentiert. Möglicherweise sollte man auch einen psychologischen Selbstselektionsprozeß bei Einzelkind-Eltern hypostasieren. Solche Eltern weichen nämlich von der

USamerikanischen Norm ab, für die die Zwei-Kind-Familie die untere, sozial noch akzeptierbare Grenze darstellt (Blake 1974, Bayrakal & Kope 1990).

Eine vom Verfasser durchgeführte Sekundäranalyse (vgl. Kasten 1995) am Familien-Survey des Deutschen Jugendinstituts (vgl. Bertram 1991) erbrachte ein dazu passendes Ergebnis: Einzelkinder kommen tendenziell häufiger als Geschwisterkinder aus nicht der traditionellen Kernfamilie entsprechenden familialen Verhältnissen (z.B. Ein-Eltern-Familien).

Wichtig ist auch, die Wirksamkeit des Einzelkind-Stereotyps in konkreten Untersuchungen und Forschungsarbeiten nicht aus den Augen zu verlieren: Die in der Tradition der korrelativen Geschwisterkonstellationsforschung stehenden Studien zum "Duplizitätstheorem" von W. Toman (z.B. 1988) spiegeln möglicherweise den Einfluß stereotyper Vorannahmen wider. Im Duplizitätstheorem wird ein Zusammenhang zwischen Geschwisterkonstellation und Ehequalität postuliert. Partnerschaften/Ehen verlaufen dann glücklich und harmonisch, wenn sich in ihnen die in der Herkunftsfamilie vorgelegene Geschwisterkonstellation wiederholt. Demzufolge würde ein Mann, der in seiner Herkunftsfamilie älterer Bruder einer jüngeren Schwester gewesen ist, am besten harmonieren mit einer Frau, die als jüngere Schwester eines älteren Bruders aufgewachsen ist. Eine ungünstige Partnerschaftsprognose wäre allen Personen zu attestieren, die ohne Geschwister aufwachsen.

5. Geschlechtsrollenmerkmale und -entwicklung

Zahlreiche Untersuchungen haben deutlich gemacht, daß die Identifikation des Kindes mit seiner Geschlechtsrolle determiniert wird durch das geschlechtsrollenspezifische Verhalten seiner Eltern (z. B. Hetherington 1967, Lynn 1969, Vogel et al. 1970, Katz & Boswell 1984). Eine Reihe von weiteren Autoren hat bei der kindlichen Geschlechtsrollenentwicklung über den elterlichen Einfluß hinausgehend die ordinale Position in der Geschwisterreihe und das Geschlecht der Geschwister mit in Betracht gezogen. Beispielsweise wiesen Rosenberg & Sutton-Smith (1968) darauf hin, daß die Geschlechtskomposition der ganzen Familie die Geschlechtsrollenidentifikation und -entwicklung des einzelnen Familienmitgliedes bestimmt.

In Zwei-Kind-Familien mit zwei Kindern weiblichen Geschlechtes fanden sie, daß die Väter relativ hohe Maskulinitätsschätzungen erzielten und erklärten dies mit einem Kontrasteffekt. Andere Autoren, wie z. B. Landers (1970) und Vroegh (1971), konnten die von Rosenberg und Sutton-Smith aufgezeigten Beziehungen zwischen Geschlechtskomposition, ordinaler Position und Maskulinität-/Femininitätswerten der Familienmitglieder nicht auffinden.

Es lassen sich daher zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch keine gesicherten Aussagen darüber machen, welchen Einfluß die Geschlechtskomposition der Familie auf die Entwicklung der Geschlechtsrollenidentität des Kindes ausübt. Das gilt insbesondere auch für Einzelkinder, die ja in einer relativ ungewöhnlichen Familienkomposition aufwachsen. Trotzdem meinten Sutton-Smith & Rosenberg (1970) in ihrem Buch "The Sibling" Belege dafür zusammengetragen zu haben, daß Einzelkind-Jungen tendenziell femininer und Einzelkind-Mädchen tendenziell maskuliner als ihre Geschlechtsgenossen aus Mehrkindfamilien orientiert sind und deswegen auch eine stärkere Neigung als "normale" Kinder zeigen, sich in Richtung einer Geschlechtsdeviation (Homosexualität) zu entwickeln (vgl. dazu auch Hogan et al. 1980). Die von Katz & Boswell (1984) vorgelegten Befunde gehen in eine ganz andere Richtung (vgl. S. 14).

Falbo (1977) prüfte die von Sutton-Smith & Rosenberg (1970) ins Feld geführten Belege - es handelte sich um Ergebnisse früherer Untersuchungen von Gundlach & Riess (1967), Heilbrun & Fromme (1965), Hooker (1931) und Rosenberg & Sutton-Smith (1964) - und fand wenig bzw. gar keine Anhaltspunkte, die die Annahmen der beiden Autoren stützen:

In drei der vier Studien wurde sexuelle Devianz überhaupt nicht erfaßt, sondern lediglich der Grad der Konformität mit amerikanischen Geschlechtsrollennormen. Nur Hooker (1931), der Lehrereinschätzungen des Klassenzimmerverhaltens von Grundschulern analysierte, berichtete, daß die Lehrer bei Einzelkindern häufiger zu der Feststellung kamen, daß sich diese entweder wie Weichlinge ("sissies") oder wie Rabauken ("tomboys") verhalten (a. a. O., S. 126). In der Untersuchung, die Rosenberg & Sutton-Smith (1964) selbst durchführten, zeigten nur die männlichen Einzelkinder ungewöhnliches Geschlechtsrollenverhalten, sie erreichten nämlich hohe Scores auf den Maskulinitäts- wie auf den Femininitätsskalen. In der Studie von Heilbrun & Fromme (1965) unterschieden sich darüber hinaus die Maskulinitäts-/Femininitätsscores von Einzelkindern und Nichteinzelkindern nicht signifikant, was Falbo (1977, S. 56) zu der Schlußfolgerung veranlaßt, die von Sutton-Smith & Rosenberg ins Feld geführten Belege stünden auf zu schwachen Füßen, um derart weitreichende Annahmen über Geschlechtsrollen-Abweichungen von Einzelkindern zu rechtfertigen.

Auch die Arbeit von Gundlach & Riess (1967), die eine *disproportional* hohe Zahl von Einzelkindern, Erstgeborenen aus Zweikindfamilien und Spätergeborenen aus größeren Familien in ihrem Lesbierinnen-Sample nachwies, bringt substantiell nichts Neues, zumal dieses Ergebnis im Widerspruch zur Untersuchung von Bieber et al. (1962) steht, in deren Sample männliche homosexuelle Einzelkinder unterrepräsentiert waren.

Folgt man Falbo (a. a. O, S. 57), so lassen sich die Gundlach & Riess-Ergebnisse als Stichprobenfehler bei der Rekrutierung der Experimental- und Kontrollgruppe verständlich machen. Falbo empfiehlt, Einzelkinder als Vergleichsgruppe in Studien zu verwenden, die sich mit den Auswirkungen des Geschwistergeschlechtes auf die Entwicklung der Geschlechtsrollenidentität beschäftigt. Bigner (1972) beispielsweise verglich Einzelkinder mit Kindern desselben Geschlechtes, die noch einen älteren Bruder oder eine ältere Schwester besaßen. Seine Ergebnisse liefern Anhaltspunkte dafür, daß Geschlechtsrollenandrogynie (= Zwitterartigkeit) durch Vorhandensein eines älteren, ungleichgeschlechtlichen Geschwisters mitdeterminiert wird.

Bigners Studie zeigt Wege auf, die in nachfolgenden Untersuchungen zu wenig Berücksichtigung gefunden haben: Einzelkinder als Kontroll- bzw. Vergleichsgruppe zu kontrastieren mit Kindern aus Zwei- (und Mehr-) Kindfamilien, um Effekte des Geschwisterhabens auf die Geschlechtsrollenentwicklung nachzuweisen, wobei Geschlecht und Alter der Geschwister als intervenierende Variablen in Rechnung gestellt werden müssen.

In einer anderen Untersuchung, die von Katz & Boswell (1984) durchgeführt wurde, ergaben sich Anhaltspunkte dafür, daß weibliche Einzelkinder in ihrer Geschlechtsrolle häufig männliche und weibliche (androgyn) Merkmale verbinden und männliche Einzelkinder nicht selten zu besonders traditionellem, "Macho"-Geschlechtsrollenverhalten neigen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, daß bis heute keine fundierten Aussagen über die wesentlichen Merkmale der Geschlechtsrollenentwicklung des Einzelkindes getroffen werden können. Von Bedeutung scheint jedoch die Unterscheidung zwischen männlichen und weiblichen Einzelkindern zu sein.

6. Zur Problematik des Begriffes "Einzelkind"

Bereits die Bestimmung des Begriffes "Einzelkind" erscheint problematisch: manche Autoren greifen auf formal-strukturelle Merkmale zurück (Festlegung einer Mindestzeitspanne, die ein Kind ohne Geschwister gelebt hat), andere Forscher bemühen sich um differenziertere qualitative Bestimmungsstücke. Fest steht, daß i. a. die Stichproben, mit denen empirische Untersuchungen durchgeführt werden, sich aus Einzelkindern rekrutieren, die unter sehr verschiedenartigen Bedingungen aufgewachsen sind. "Echte" Einzelkinder, die ihre gesamte Kindheit und Jugend bis zu der Zeit, wo sie das Elternhaus verlassen, allein, d. h. ohne daß andere Kinder zeitweilig oder ständig in ihrer Primärgruppe anwesend waren, verbracht haben, gehen wahrscheinlich nur selten in empirische Studien ein. Häufiger handelt es sich um "larvierte"

Einzelkinder, z. B. Alleingeborene, die aber mit anderen Kindern im unmittelbaren Familienkreis oder in Primärgruppen aufwachsen (sei es bei Tagesmüttern, in Haus- oder Wohngemeinschaften, erweiterten familienähnlichen Strukturen) oder Erstgeborene, die relativ lange Zeit (i. d. R. mindestens bis zum Schuleintritt) ohne Geschwister sind, bis ein Nachkömmling oder Stief-/Halbgeschwister den Familienkreis erweitert.

Möglicherweise ist diese Tatsache, daß also unter dem Etikett "Einzelkind" sehr verschiedenartig sozialisierte Kinder zusammengefaßt werden, bereits ein Grund dafür, daß die in empirischen Untersuchungen zutage geförderten Befunde teilweise sehr widersprüchlich sind. Für die meisten Studien läßt sich nicht exakt rekonstruieren, welche Typen von Einzelkindern in der Stichprobe subsummiert wurden - konsequenterweise muß bereits bei der Planung einer Untersuchung Wert auf trennscharfe, generalisierungsfähige Bestimmungsmerkmale gelegt werden (vgl. dazu auch Rosenberg und Hyde, 1993, die auf drei Typen von weiblichen Einzelkindern aufmerksam machen).

7. Methodologisch-methodische Gesichtspunkte

Am häufigsten sind Studien anzutreffen, die mit Hilfe hochstrukturierter, reaktiver Erhebungsverfahren (vgl. Webb et al. 1975) aus retrospektiver Sicht äußere ("objektive") Daten über das Einzelkind zu erfassen versuchen. Monothematisch orientierte Arbeiten, wie die von Falbo herausgegebene (1984), finden sich selten, i. a. werden Einzelkinder - auch theoretisch - im Kontext der ordinalen Position in der Geschwisterreihe abgehandelt (vgl. Kasten 1986), d. h. daß spezifische theoretische Konstrukte kaum formuliert werden. Eine Ausnahme bilden psychoanalytisch orientierte Arbeiten (z. B. Arlow 1973, Shengold 1974, Simon 1974), deren einzelkindbezogene Konzeptualisierungen in der Regel jedoch Begriffe verwenden, die nicht zum Ausgangspunkt von Untersuchungen mit traditioneller empirischer Methodik genommen werden können, weil ihre Operationalisierung Schwierigkeiten bereitet.

Aus den Defiziten der einschlägigen Forschung lassen sich eine Reihe von Desideraten, die bei der Planung zukünftiger Studien Berücksichtigung finden sollten, ableiten:

a) Präzisierung des Forschungsgegenstandes

Der Forschungsgegenstand, d. h. die im Mittelpunkt der Untersuchung stehenden inhaltlichen Aspekte des Einzelkindes, die traditionellen "abhängigen Variablen" der Experimentalpsycholo-

gie, müssen klar - im Idealfalle in operationalisierter Form - bestimmt werden. Sind eher äußere Verhaltensmerkmale von Interesse, können hochstrukturierte Methoden verwendet werden; wird der Fokus auf sozial-interaktive oder subjektinterne Prozesse und Strukturen gesetzt, müssen die Erhebungsverfahren offener, gegebenenfalls auch nichtreaktiv sein. Mit der Präzisierung der abhängigen Variablen Hand in Hand gehen Konzeptualisierungsarbeiten, die den theoretischen Rahmen des Projektes abstecken. Beim gegenwärtigen Stand der Theoriebildung erscheint eine Neuverortung der Einzelkindstudien im Bereich der Familienforschung, in dem sich verschiedene sozialwissenschaftliche Disziplinen, wie Anthropologie, Humanethologie und -genetik, Pädagogik, Psychologie und Soziologie, treffen, zweckmäßig.

b) Präzisierung von Fragestellungen

Die Forschungsfragen und Ziele vieler Projekte sind i. d. R. anwendungsorientiert. Das bedeutet, daß die Zusammenhänge zwischen abhängigen und unabhängigen Variablen nicht nur beschrieben, sondern auch erklärt werden müssen; gesucht sind explanative Konstrukte, aus denen sich ableiten läßt, auf welche Weise spezifische (wünschenswerte bzw. unerwünschte) Verhaltensweisen/Merkmale des Einzelkindes bzw. Ausprägungen/Bedingungsfaktoren seiner Lebenswelt sich ausbilden und verändern lassen. Einen Schritt in diese Richtung gehen die - verhaltensgenetisch orientierten - Arbeiten von Daniels, Dunn, Furstenberg und Plomin (z.B. 1985). Es liegt auf der Hand, daß die gesuchten explanativen Konstrukte keine einfachen, monokausalen Relationen aufzeigen, sondern sich mit der Darstellung interdependenter, multivariater und systemischer Zusammenhänge befassen; das hat auch Konsequenzen für die Forschungsmethodik:

c) Anmerkungen zur Forschungsmethodik

Der Anwendungs- bzw. Interventions-/Präventionsorientierung von Projekten vorausgehen muß i.a. eine Phase der nichtveränderungsorientierten Felderhebung. Angesichts der Komplexität des Forschungsgegenstandes empfiehlt sich für diese Phase eine Kombination von "Screening"- und "Zooming"-Erhebungsdesigns: Mit Hilfe einer Screening-Technik, die mit standardisierten Meßmethoden (Fragebögen, Checklisten) und relativ großer Stichprobe weitgehend repräsentative Aussagen ermöglicht, können - schwerpunktmäßig retrospektiv - eher strukturelle, äußere (z. B. materiell-ökologische) Daten erfaßt werden. Mit Hilfe einer Zooming-Technik, d. h. Verwendung teilstrukturierter und teilweise offener Methoden (Interviews, Beobachtungen) bei relativ kleiner Stichprobe (und nicht nur in retrospektiver, sondern auch in prospektiver Orientierung), lassen sich qualitativ differenzierte, z. B. subjektinterne und sozial-interaktive Daten erheben, die u. U. nur begrenzt verallgemeinerbar sind.

Für beide forschungsmethodische Vorgehensweisen finden sich in der Literatur eine Reihe von Anregungen und nützlichen Hinweisen (z. B. bei Mundt 1980, Huber und Mandl 1983, Kasten 1991). Beispielsweise lassen sich aus dem Soziotopen-Ansatz von Mundt und Mitarbeitern (1980) Matching-Kriterien bestimmen, um auf der Basis eines begrenzten Stichprobenumfangs Daten mit einem hohen Grad an Verallgemeinerbarkeit zu erhalten. In den Monographien von Huber und Mandl (1983) und Jüttemann (1990) finden sich wertvolle Hinweise was die Gewinnung, Verarbeitung und Interpretation von mit Hilfe sogenannter verbaler Methoden erhobener Daten betrifft. In einer eigenen Veröffentlichung (Kasten 1991) wird eine Vorgehensweise skizziert, die vorgibt, wie mit Daten/Informationen zu verfahren ist, die aus verschiedenen Forschungsperspektiven (mit Hilfe unterschiedlicher Methoden und Informanten) gewonnen wurden.

Die Ergebnisse der ersten Forschungsphase ("Felderhebung") bestimmen in weitem Umfang Richtung und Inhalte der zweiten, veränderungsorientierten Phase, die sich z.B. mit den Auswirkungen zunehmender Geschwisterlosigkeit und ihren sozial- und bevölkerungspolitischen Konsequenzen (vgl. z.B. Schulz 1988, Huinink 1989) oder den Lebenssituationen und Betreuungsumwelten von Kindern ohne Geschwister befassen könnte.

Literatur

- ADLER, A. (1970): *The education of children* (Erste Ausgabe 1930). Chicago: Regnery
- ANGELINI, H. B. (1967): *Family structure and motivation to achieve*. *Revista Interamericana de Psicologia*, 1 (2), 115-125
- ARLOW, J. A. (1972): *The only child*. *Psychoanalytic Quarterly*, 41 (4), 507-536
- BAYER, A. E. (1967): *Birth order and attainment of the doctorate: A test of economic hypotheses*. *American Journal of Sociology*, 72, 540-550
- BAYRAKAL, & KOPE, T. M. (1990): *Dysfunction in the single-parent and only-child family*. *Adolescence*, 25 (97), 1-7
- BERTRAM, H. (Hrsg.) (1991): *Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen*. DJI: Familien-Survey 1. Opladen: Leske & Budrich
- BIEBER, I., et al. (1962): *Homosexuality: A psychoanalytic study*. New York: Basic Books
- BIGNER, J. J. (1972): *Sibling influence on sex-role preference*. *Journal of Genetic Psychology*, 121 (2), 271-282
- BLAKE, J. (1974): *Can we believe recent data on birth expectation in the United States?* *Demography*, 11, 25-44
- BLAKE, J. (1989): *Family size and achievement*. Berkeley: University Press
- BLATZ, W. E. & BOTT, E. A. (1927): *Studies in mental hygiene of children: Behavior of public school children - a description of method*. *Journal of Genetic Psychology*, 34, 552-582
- BLIERSBACH, G. (1992): *Einzelkind: Hypothek oder Privileg?* *Psychologie heute*, 19 (2), 58-63
- BOS, W. & TARNAI, C. (Hrsg.) (1989): *Angewandte Inhaltsanalyse*. Münster: Waxmann
- BRELAND, H. M. (1974): *Birth order, family configuration, and verbal achievement*. *Child Development*, 45, 1011-1019
- BURKE, M. O. (1969): *A search for systematic personality differentiate of the only child in young adulthood*. *Journal of Genetic Psychology*, 60, 41-45

- BUSCH, C. (1987): Untersuchungen zur Entwicklung des Konzepts eigener Fähigkeit bei Kindern im Vorschulalter. Bonn: Wehle
- CLAUDY, J. G. (1984): The only child as a young adult: Results from project talent. In: Falbo, T. (Hrsg.), *The Single-child family*. New York, London: Guilford
- CLARK, R. D. & RICE, G. A. (1982): Family constellations and eminence: The birth orders of Nobel Prize winners. *Journal of Psychology*, 110, 281-287
- CLAUSEN, J. A. (1966): Family structure, socialization, and personality, In: Hoffman, L. & Hoffman, M. L. (Eds.), *Review of child development research*, 2. New York: Russel Sage Foundation
- COMEAU, H. (1980): An examination of the relationship between sex, birth order and creativity. *Creative Child & Adult Quarterly*, (4), 251-258
- CONNERS, C. K. (1963): Birth order and needs for affiliation. *Journal of Personality*, 31 (3), 409-416
- COOPERSMITH, S. (1967): *The antecedents of self-esteem*. San Francisco, Freeman
- CORFIELD, V. K. (1968): The utilization of guidance clinic facilities in Alberta, 1961, *Alberta Psychologist*, 9 (3), 15-45
- DANIELS, D., DUNN, J., FURSTENBERG, F. F. & PLOMIN, R. (1985): Environmental differences within the family and adjustment differences within pairs of adolescent siblings. *Child Development* 56, 764-774
- DAY, L. H. (1991): Is there any socially significant psychological difference in being an only child? The evidence from some adult behavior. *Journal of Applied Social Psychology*, 21 (9), 754-773
- DEUTSCH, M. (1960): Trust, truthworthiness, and the F-scale. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 61, 138-140
- DYER, D. T. (1945): Are only children different? *Journal of Educational Psychology*, 36, 297-302
- EDWARDS, A. L. (1963): *Edwards Personal Preference Schedule*. New York: Psychological Corporation
- ELLIS, H. A. (1904): *A study of British Genius*. London: Hurst & Blackett.
- FALBO, T. (1976): Folklore and the only child. Paper presented at the 84th Annual Convention of the American Psychological Association, Washington, D.C.
- FALBO, T. (1977): The only child: A review. *Journal of Individual Psychology*, 33 (1), 47-61
- FALBO, T. (1978): Only children and interpersonal behavior: An experimental and survey study. *Journal of Applied social Psychology*, 8 (3), 244-253
- FALBO, T. (1984): Only children - a review. In: FALBO, T. (Hrsg.): *The single-child family*. New York, London: Guilford
- FALBO, T. (1992): Social norms and the one-child family: Clinical and policy implications. In: Boer, F. & Dunn, J. (Hrsg.): *Children's sibling relationships: Developmental and clinical issues*, 71-82. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum Associates
- FALBO, T. & POLIT, D. F. (1986): Quantitative review of the only child literature: Research evidence and theory development. *Psychological Bulletin*, 100 (2), 176-189
- FARLEY, F. H., SMART, K. L. & BRITAIN, C. V. (1974): Birth order, rank and branch of service in the military. *Journal of Individual Psychology*, 30 (2), 227-232
- FEIRING, C. & LEWIS, M. (1984): Only and first-born children: Differences in social behavior and development. In: Falbo T. (Hrsg.) *The single-child family*. New York, London: Guilford Press
- FENTON, N. (1928): The only child. *Journal of Genetic psychology*, 35, 546-556
- GEWIRTZ, J. L. & GEWIRTZ, H. B. (1965): Stimulus conditions, infant behaviors and social learning in four Israeli child-rearing environments: A preliminary report illustrating differences in environment and behavior between 'only' and 'youngest' child. In: Foss, B. M. (Hrsg.), *Determinants of infant behavior III*. New York: Wiley
- GOODENOUGH, F. L. & LEAHY, A. M. (1927): The effect of certain family relationships upon the development of personality. *Journal of Genetic Psychology*, 34, 45-71
- GREENBERG, M. (1967): Role playing: An alternative to deception? *Journal of Personality and Social Psychology*, 7, 152-157

- GROAT, H. T., WICKS, J. W. & NEAL, A. G. (1984): Without siblings: The consequences in adult life of having been an only child. In: Falbo, T. (Hrsg.) *The single-child family*. New York, London: Guilford Press
- GUILDFORD, R. B. & WORCESTER, D. A. (1930): A comparative study of the only and nononly child. *Journal of Genetic Psychology*, 38, 411-426
- GUNDLACH, R. H. & RIESS, B. F. (1967): Birth order and sex of siblings in a sample of lesbians and nonlesbians. *Psychological Reports*, 20, 61-62
- HEILBRUN, A. E. & FROMME, D. K. (1965): Parental identification of late adolescent and level of adjustment: The importance of parental model attributes, ordinal position, and sex of child. *Journal of Genetic Psychology*, 107, 49-59
- HEATHERINGTON, E. M. (1967): The effects of familial variables on sex typing on parent-child similarity, and on limitation in children. *Minnesota Symposia on Child Psychology*, 1, 82-107
- HOGAN, R. A., KIRCHNER, J., HOGAN, K. A. & FOX, A. N. (1980): The only child factor in homosexual development. *Psychology Quarterly* 17, 23-37
- HOOKER, H. F. (1931): The study of the only child at school. *Journal of Genetic Psychology*, 39, 122-126
- HORROCKS, J. E. (1962): *The psychology of adolescence*. Boston: Houghton and Mifflin.
- HOWE, M. G. & MADGETT, M. E. (1975): Mental health problems associated with the only child. *Canadian Psychiatric Association Journal*, 20 (3), 189-194
- HOYT, M. P. & RAVEN, B. H. (1973): Birth order and the 1971 Los Angeles earthquake. *Journal of Personality and Social Psychology*, 28 (1), 123-128
- HUBER, G. L. & MANDL, H. (1982): *Verbal Data*. Weinheim und Basel: Beltz
- HUININK, J. (1989): Das zweite Kind. Sind wir auf dem Weg zur Ein-Kind-Familie? *Zeitschrift für Soziologie*, 18 (3), 192-207
- JÜTTEMANN, G. (Hrsg.) (1990): *Komparative Kasuistik*. Heidelberg: Asanger
- KAMMEYER, K. (1967): Birth order as a research variable. *Social Forces*, 46, 71-80
- KAPLAN, H. B. (1970): Self-derogation and childhood family structure. *Journal of Nervous and Mental Disease*, 151, 13-23
- KASTEN, H. (1983): Das Analyseperspektiven-Modell: Ein Brückenschlag zwischen qualitativ-interpretativen und experimentell-analytischen Forschungsdaten? In: LÜER, G. (Hrsg.): *Bericht über den 33. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Mainz*. Göttingen: Hogrefe, 161-165
- KASTEN, H. (1986): Geburtsrangplatz und Geschwisterposition. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 6, 321-328
- KASTEN, H. (1991): *Beiträge zu einer Theorie der Interessenentwicklung*. Frankfurt: Lang.
- KASTEN, H. (1992): *Die Geschwisterbeziehung*. Göttingen: Hogrefe
- KASTEN, H. (1995): *Einzelkinder - Aufwachsen ohne Geschwister*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer
- KLEMM-VAN-LIESHOUT, J.-M. (1989): Soziale Mobilität, Abweichendes Verhalten und Bildungsschicksal. Eine empirische Untersuchung. *Eruditio, Studien zur Erziehungs- und Bildungswissenschaft*. Frankfurt/Main: Lang
- KO, Y. & SUN, L. (1965): Ordinal position and the behavior of visiting the child guidance clinic. *Acta Psychologica Taiwanica*, 1016-1062
- KURTH, E. & SCHMIDT, E. (1964): Multidimensional examinations of stuttering children. *Probleme und Ergebnisse der Psychologie*, 12, 49-58
- KATZ, P. A. & BOSWELL, L. (1984): Sex-role development and the one-child family. In: FALBO, T. (Hrsg.), *The single-child family*: New York, London: Guilford
- LANDERS, D. M. (1970): Sibling sex status and ordinal position effects on females' sport participation and interest. *Journal of Social Psychology*, 80, 247-248
- LAYBOURN, A. (1990): Only children in Britain: Popular stereotype and research evidence. *Children and Society*, 4 (4), 386-400
- LIEBERZ, K. (1989): Children at risk for schizoid disorders. *Journal of Personality Disorders*, 3 (4), 329-337
- LYNN, D. B. (1969): *Parental and sex role identification*. Berkeley: McCutchan

- MAYRING, P. (1988): Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim: Deutscher Studienverlag
- MELLOR, B. H. (1990): How do only children differ from other children? *Journal of Genetic Psychology*, 151 (2), 221-230
- MILLER, N. & MARUYAMA, G. (1976): Ordinal position and peer popularity. *Journal of Personality and Social Psychology*, 33 (2), 123-131
- MUNDT, J. W. (1980): Vorschulkinder und ihre Umwelt. Weinheim und Basel: Beltz
- PFEIFFER, J. W. & JONES, J. E. (1969): NASA exercise: Seeking consensus. Handbook for structured experiences for human relations training. Iowa City: University Associates Press
- POLIT, D. F. & FALBO, T. (1988): The intellectual achievement of only children. *Journal of Biosocial Science*, 20 (3), 275-285
- ROE, A. A. (1953): Psychological study of eminent psychologists and anthropologists and an comparison with biological and physical scientists. *Psychological Monographs*, 67 (2, Whole No. 352)
- ROLLIN, M. (1990): Typisch Einzelkind. Das Ende eines Vorurteils. Hamburg: Hoffmann und Campe
- ROSEN, B. C. (1961): Family structure and achievement motivation. *American Sociological Review*, 28, 574-585
- ROSEN, B. & D'ANDRADE, R. C. T. (1959): The psychosocial origins of achievement motivation. *Sociometry*, 22, 185-218
- ROSENBERG, B. G. & HYDE, J. (1993): The only child: Is there only one kind of only? *Journal of Genetic Psychology*, 154 (2), 269-282
- ROSENBERG, B. G. & SUTTON-SMITH, B. (1964): Ordinal position and sex-role identification. *Genetic Psychology Monographs*, 70 (2), 297-328
- ROSENBERG, B. G. & SUTTON-SMITH, B. (1968): Family interaction effects on masculinity-femininity. *Journal of Personality and Social Psychology*, 8 (2), 117-120
- ROSENFELD, H. (1966): Relationship of ordinal position to affiliation and achievement motives: Direction and generality. *Journal of Personality*, 34 (4), 467-479
- ROSSBERG, E. (1981): Einzelkinder. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag
- SAMPSON, E. E. & HANCOCK, F. R. (1967): An examination of the relationship between ordinal position, personality and conformity: An extension, replication and partial verification. *Journal of Personality and Social Psychology*, 5, 398-407
- SCHACHTER, S. (1959): The psychology of affiliation. Stanford University Press
- SCHOOLER, C. (1972): Birth order effects: Not here, not now! *Psychological Bulletin*, 78, 161-175
- SCHULZ, R. (1988): Einzelkinder - Auswirkungen zunehmender Geschwisterlosigkeit. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 14 (1), 3-22
- SCHUTZ, W. C. (1958): FIRO: A three dimensional theory of interpersonal behavior. New York: Rinehart and Company
- Scottish Council for Research in Education (1933). The intelligence of Scottish children: A national survey of an age group. London: University of London Press
- Scottish Council for Research in Education (1949). The trend of Scottish intelligence. London: University of London Press
- Scottish Council for Research in Education (1953). Social implications of the 1947 Scottish mental survey. London. University of London Press
- SELLS, B. & ROFF, M. (1963): Peer acceptance-rejection and birth order. *American Psychologist*, 18, 355
- SHENGOLD, L. (1974): A discussion of the paper by Bennet Simon on "The hero as an only child: An unconscious fantasy structuring Homer's Odyssey." *International Journal of Psycho-Analysis*, 55 (4), 563-565
- SIMON, B. (1974): The hero as an only child: An unconscious fantasy structuring. *International Journal of Psycho-Analysis*, 55 (4), 555-562
- SMITH, E. E. & GOODCHILD, J. D. (1963): Some personality and behavioral factors related to birth order. *Journal of Applied Psychology*, 47 (5), 300-303

- STALLARD, P. (1993): The behaviour of 3-year-old children: Prevalence and parental perception of problem behaviour: A research note. *Journal of Child Psychology and Psychiatry and Allied Disciplines*, 34 (3), 413-421
- STATISTISCHES BUNDESAMT (Hrsg.) (1993): *Statistisches Jahrbuch 1993 für die Bundesrepublik Deutschland*. Wiesbaden: Metzler & Poeschel
- SUTTON-SMITH, B. & ROSENBERG, B. G. (1970): *The sibling*. New York: Holt, Rinehart and Winston
- TERRY, W. (1989): Birth order and prominence in the History of Psychology. *Psychological Record*, 39 (3), 333-337
- THOMPSON, V. D. (1974): Family size: Implicit policies and assumed psychological outcomes. *Journal of Social Issues*, 30 (4), 93-124
- TUCKMAN, J. & REGAN, R. A. (1967): Size of family and behavioral problems in children. *Journal of Genetic Psychology*, 111 (2), 151-160
- US. Bureau of the Census, Census of Population (1970): Subject Reports, Final Report PC (2)-3A, Women by number of children ever born. Washington D.C.
- VOGEL, R. et al. (1970): Maternal employment and perception of sex roles among college students. *Developmental Psychology*, 39 (3), 384-291
- VROEGH, K. (1971): The relationship of birth order and sex of sibling to gender role identity. *Developmental Psychology*, 4 (3), 407-411
- WARK, D. M., SWANSON, E. O. & MACK, J. (1974): More on birth order: Intelligence and college plans. *Journal of Individual Psychology*, 30 (2), 221-226
- WEBB, E. J., CAMPBELL, D. T., SCHWARTZ, R. D. & SECHREST, L. (1975): *Nichtreaktive Meßverfahren*. Weinheim und Basel: Beltz
- WINKEL, R. (1991): Das Einzelkind: Beneidenswert? Bedauernswert? *Pädagogik*, 43 (7-8), 15-20
- WINTERBOTTOM, M. R. (1958): The relation of need for achievement to learning experiences in independence and mastery. In: ATKINSON, J. W. (Ed.), *Motives in fantasy, action and society*. New Jersey: Van Nostrand
- ZAJONC, R. B. (1976): Family configuration and intelligence. *Science*, 192, 227-236
- ZAJONC, R. B. & MARKUS, G. B. (1975): Birth order and intellectual development. *Psychological Review*, 82 (1), 74-88
- ZIMBARDO, P. & FORMICA, R. (1963): Emotional comparisons and self-esteem as determinants of affiliation. *Journal of Personality*, 31, 141-162